



Florian Bucher (23) ist Deutscher und macht eine Lehre in Basel

«Ich bin durch Zufall hier gelandet»

Florian Bucher macht dieses Jahr noch seinen Abschluss als Pflegefachmann.

Fotos: Stefan Bohrer

Micarna setzt auf Flüchtlinge

Lehrlingsmangel zwingt Unternehmen zu kreativen Lösungen: Die Migros-Fleischproduzentin Micarna etwa will anerkannte Flüchtlinge ausbilden. Denn: «Wir haben in Berufen wie Metzger, Anlageführer oder Polymechaniker Probleme, Nachwuchskräfte zu finden», sagt Sprecher Roland Pfister. Am Montag werden 30 Flüchtlinge den Hauptsitz in Courtepin FR besuchen – für ein erstes Kennenlernen. Wie viele dieser Interessenten eine Lehrstelle erhalten, ist noch unklar.

Verhandlungen mit den Kantonen Freiburg und St. Gallen laufen. Diese sollen den dortigen Micarna-Betrieben

Unterstützung bieten, um die Flüchtlinge sprachlich fit zu trimmen. Die ersten sollen 2017 mit ihrer Lehre starten.

Willkommen sind Flüchtlinge auch beim Mutterhaus Migros: «Es braucht Massnahmen, um ausländische Jugendliche in den Arbeitsmarkt zu integrieren», sagt Sprecherin Martina Bosshard. Migros bildet zum Teil auch Grenzgänger aus, wie das Bundespräsident Johann Schneider-Ammann vorschlug. So auch Coop: «Bereits heute haben wir vereinzelt Lernende aus Deutschland oder Frankreich», heisst es. Diese müssten aber in zumutbarer Distanz zum Arbeitsplatz wohnen. Bastian Heiniger

Ruedi Studer

Gut 8500 Lehrstellen könnten im Sommer unbesetzt bleiben, so Bundespräsident Johann Schneider-Ammann im BLICK. Diese Lücke möchte er zumindest teilweise mit Grenzgänger-Lehrlingen füllen! Mehr von der Sorte eines Florian Bucher also – eines jungen Manns aus Kandern (D), der nur etwa 20 Kilometer von der Grenze entfernt wohnt.

Seit fast fünf Jahren pendelt Bucher ans Universitätsspital nach Basel. Hier absolvierte er eine dreijährige Lehre zum Gesundheits-Fachmann und hängt gleich die zweijährige Ausbildung zum Pflegefachmann an. «Eigentlich bin ich durch Zufall in Basel gelandet», erzählt der 23-Jährige. Nach verschiedenen Berufspraktika war ihm klar, dass er Krankenpfleger werden will. «Ich liebe die Arbeit mit Menschen.»

Er bewarb sich bei Spitälern der Region und versuchte es auf gut Glück auch in Basel. Er erhielt eine Zusage und steht nun kurz vor dem Abschluss. Verglichen mit Deutschland sei die Ausbildung ähnlich, sagt Bucher.

Er macht aber zwei gewichtige Unterschiede aus: «In Deutschland ist Krankenpfleger doch eher ein undankbarer Job. In der Schweiz ist das Ansehen für unseren Beruf viel höher.» Der zweite Unterschied: der Lohn. «Zwar nicht unbedingt während der Lehre, aber danach ist der Lohn schon deutlich höher.»

Schneider-Ammanns Lehrlingsidee gefällt Bucher. «Im Kollegenkreis ist das beim einen oder andern durchaus ein Thema. Es ist vor allem besser, als keine Lehrstelle zu haben oder ein Jahr anderweitig überbrücken zu müssen.»

Auch Bildungsleiterin Odette Häfeli würde gerne stärker auf Grenzgänger setzen. «Von unseren derzeit rund 500 Auszu-

bildenden machen sie zwar nur einen kleinen Teil aus, aber ich bin froh um diesen Markt», sagt sie. «Gerade im Pflegebereich brauchen wir immer mehr Leute. Da sind wir froh, wenn wir genügend Fachkräfte finden und diese auch als Auszubildende frühzeitig an uns binden können.»

Schon heute ist das Spital multi-kulti – mit Mitarbeitern aus 86 Nationen. Auf die internationale Ausrichtung sei man stolz, sagt Häfeli. Aktiv im Ausland um Lehrlinge geworben wird trotzdem nicht. «Gerade nach dem Ja zur Masseneinwanderungs-Initiative sind wir in dieser Frage zurückhaltend.» Sie bekommt

aber auch so zahlreiche Bewerbungen aus dem Ausland. «Die Schweiz ist als Arbeits-

platz attraktiv.»

Das findet auch Bucher. Er selbst wird nach seinem Abschluss am Unispital weiterarbeiten. Auch wenn hierzulande die Zuwanderungsfrage immer wieder heiss diskutiert wird, sagt er: «Ich fühle mich hier wohl.» Schmunzelnd fügt er hinzu: «Meinen badischen Dialekt habe ich den Patienten zuliebe auch schon etwas angepasst.»

«Gerade im Pflegebereich brauchen wir immer mehr Leute.»

Odette Häfeli, Bildungs-Leiterin Universitätsspital Basel



Der verflixte Fernbus

Deutsche Firma trickst Schweizer Gesetz aus



Für nur 9.90 Franken von Zürich zum Euro-Airport bei Basel: Seit einigen Wochen hat die deutsche Fernbusbetreiberin FlixBus diese Linie im Angebot. Möglich ist dieser Preis dank Tiefstlöhnen für ausländische Chauffeure. Unklar ist, wie lange das noch gut geht. Recherchen von BLICK zeigen, dass die Bewilligung der Fernbuslinie alles andere als unbestritten ist. Streitpunkt ist das sogenannte «Kabotage-Verbot». Dieses verbietet ausländischen

Linienbus-Firmen ohne entsprechende Konzession Personen und Waren durch die Schweiz zu transportieren. Die Überlegung dahinter: die SBB und Co. vor ausländischer Billigkonkurrenz zu schützen. FlixBus umgeht dieses Verbot mit einem Trick: Anstatt den schweizerischen Flughafen-Zugang anzufahren – dies verstiesse gegen das Gesetz –, macht der Bus halt beim wenige Meter entfernten französischen Flughafenfeld. Vertreter vom Bundesamt für

Verkehr (BAV) und dem Kanton Basel-Stadt streiten seit Monaten, ob diese «virtuelle» Grenze zwischen den beiden Sektoren FlixBus vor dem Gesetzesbruch schützt. Die Basler bejahen die Frage und werfen FlixBus zudem vor, konkret gegen das Kabotage-Verbot verstoßen zu haben: So sollen Chauffeure einzelnen Passagieren aus Zürich erlaubt haben, den Bus bereits in der Basler Innenstadt zu verlassen. Das wäre eine klarer Gesetzesverstoss. FlixBus demen-

tiert: «Unsere Fahrer sind für das Kabotage-Verbot sensibilisiert.» Beim BAV hiess es zunächst, dass die Busbetreiber für die Einhaltung des Kabotage-Verbots zuständig sind. Nach mehrfachen Interventionen aus Basel klingt es nun anders: «Die Arbeiten zur Auslösung der Kontrollaufträge wurden aufgenommen.» Aktives Handeln klingt anders. Immerhin: Wird FlixBus bei illegalen Transporten erwischt, gibt es ein Strafverfahren. Petar Marjanovic

Banken boykottieren Apple Pay

Im Juli kommt Apple Pay in die Schweiz. Doch die Freude über den Markteintritt des Bezahldienstes ist getrübt. Nicht nur, weil eine Kreditkarte dafür nötig ist. Sondern weil die meisten Banken Apple Pay boykottieren. Nur die Cornercard, Bonus Card und Swiss Bankers werden von Anfang an Apple Pay unterstützen laut IT-Portal Computerworld.ch.

UBS, Credit Suisse oder die Zürcher Kantonalbank winken ab. «Wir werden die Marktentwicklung beobachten», sagt ZKB-Sprecherin Katharina Wälchli zu BLICK. Ob und wann Apple Pay komme, sei zum jetzigen Zeitpunkt sowieso nicht

klar. So tönt es auch bei der UBS und der Credit Suisse.

Der Widerstand überrascht nicht: Haben doch die Grossbanken die Schweizer Bezahldienste fürs Handy Paymit und Twint mitentwickelt. Apple Pay konkurriert deren Produkt.

Zudem geht es ums Geld: Denn bei jeder Transaktion via Apple Pay fliesst ein Betrag in die Kasse des iPhone-Konzerns. Beim Marktstart in Grossbritannien im Juli 2015 knöpfte der US-Multi den Banken zunächst 0,15 Prozent vom Verkaufspreis ab. Inzwischen haben die britischen Finanzinstitute die Apple-Pay-Gebühr erfolgreich etwas senken können. Michael Bolzi